

# Vergessen und Erinnern

## Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim

*Franz Josef Zessner-Spitzenberg*

### Einleitung

Lotte Hochrieder habe ich Ende 2012 kennengelernt, nachdem sie ins Pflege- und Sozialzentrum Rennweg der CS *Caritas Socialis* in Wien eingezogen war. Zu diesem Zeitpunkt lebte sie schon in einem fortgeschrittenen Stadium von Alzheimer-Demenz. 2005 war sie noch zur stellvertretenden Vorsitzenden des Pfarrgemeinderates ihrer Pfarrgemeinde gewählt worden. Damals hatte sie im Pfarrblatt geschrieben:

So bin ich im Laufe der Jahre in das Pfarrleben hineingewachsen und habe verschiedene Aufgaben und Verantwortung übernommen. In Zeiten, wo es mir nicht gut ging, habe ich Halt in der Pfarrgemeinschaft gefunden. Das Vertrauen der Asperner freut mich, da sie mich bereits zum zweiten Mal als Stellvertretende Vorsitzende des PGR gewählt haben. [...] Eines ist mir wieder ganz klar geworden. Gott geht mit mir Wege, die ich nicht vorausplane. Doch entscheidend ist, diese Wege mitzugehen wie ein Kind, das seinem Vater die Hand reicht zum Mitgehen. Zuerst innerlich ein wenig widerspenstig, aber dann doch voll Vertrauen. Er ist ja mein Vater und er hat mich unendlich gern. Was ich mir wünsche, ist eine große Bereitschaft für dieses ‚Leben in Fülle‘, das Gott mir – uns – immer wieder anbietet.

Zwei Jahre nach Ende der Pfarrgemeinderatsperiode, für die sie gewählt wurde, kann Lotte Hochrieder solche Gedanken nicht mehr formulieren. Sie kann kaum noch sprechen und geht unermüdlich den Gang des Wohnbereiches, in dem sie ihr Zimmer hat, auf und ab. Den Weg durch diese Jahre zu gehen, „an der Hand des Vaters“, muss sehr schwer gewesen sein und ist es bis heute, besonders für die Menschen, die Lotte Hochrieder nahestehen. Wie kann man ihre Worte von damals heute verstehen? Dem Beobachter könnten zynische Gedanken kommen über den Vater, der seinen geliebten Kindern diese Art von „Leben in Fülle“ beschert.

Alte, pflegebedürftige Menschen sind eine gesellschaftliche Gruppe, die in vielfacher Weise in Gefahr ist, vergessen und übersehen zu werden, und das, obwohl ständig vom Wachstum dieser Gruppe die Rede ist: Die Wirtschaft interessiert sich für sportliche Aktiv-Senioren und Seniorinnen als kaufkräftige

\* F.J. ZESSNER-SPITZENBERG: *Vergessen und Erinnern. Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim*. Date of publication: beginning of 2016 (date of ‘rigorosum’: November 14, 2014), Karl-Franzens University, Austria. Supervisor: prof. dr. B.J. Groen, co-supervisor: prof. dr. J. Pock. E-mail: zessner@aon.at.

Gruppe (Stichwort ‚erfolgreiches Altern‘) und prägt ein Bild des Alters, das Krankheit, Verfall und Tod ausblendet. Wenn der zuständige diözesane Fachbereich von ‚Altenpastoral‘ in ‚Seniorenpastoral‘ umbenannt wird, wie in der Erzdiözese Wien geschehen, deutet das in die gleiche Richtung. In der politischen Diskussion sind alte, pflegebedürftige Menschen primär als Kostenfaktor präsent. Und aus Kirchengemeinden verschwinden Menschen, wenn der gesundheitliche Zustand sich verschlechtert – oft gemeinsam mit ihren pflegenden Angehörigen, die keine Zeit mehr haben, diesen Kontakt zu halten.

Die Präsenz in Zeitschriften, Filmen und Büchern hat Demenz gesellschaftlich ins Gespräch gebracht, auch interessant gemacht. „Die Demenz nimmt zu, kriecht aus allen Ecken der Gesellschaft, wird zum Medienstar“, konstatiert der Theologe und Soziologe Reimer Gronemeyer.

Talkshows, Filme, Erfahrungsberichte – und vor allem Projekte, Projekte, Projekte und noch mal Projekte. Das Thema Demenz wird gerade in einer medialen Massenschlacht enttabuisiert. Aber die eine Frage, die tabuisierte, die verheimlichte Frage: ob die Demenz etwas mit der Gesellschaft, in der wir leben, zu tun hat – die darf nicht gestellt werden.

Peter Pulheim und Christine Schaumberger fordern eine Bekehrung von Seelsorge und Theologie zu Menschen mit ‚Demenz‘. Sie schreiben dazu:

Menschen mit ‚Demenz‘ sind in zweifacher Hinsicht vom Vergessen bedroht: Sie werden marginalisiert und ‚unsichtbar‘ gemacht, und sie verlieren ihr Gedächtnis und ihre Erinnerungen. Die Kirche steht daher in der Pflicht, dafür zu sorgen, dass diese Menschen, ihre Erfahrungen und Erinnerungen nicht verloren gehen. Wenn Menschen mit ‚Demenz‘ und ihre Erfahrungen in Gemeinden und theologischen Texten fehlen, steht die Kirche als Erinnerungs- und Erzählgemeinschaft auf dem Spiel.

Vergessen werden diese Menschen leicht, und da ihre ‚Krankheit‘ das Vergessen ist, ist es für sie schwer bis unmöglich, sich selbst eine Stimme zu geben und ihre Situation selbstbestimmt in die Hand zu nehmen. Mit Peter Pulheim und Christine Schaumberger halte ich es für eine politische, eine gesellschaftliche, eine pastorale und eine theologische Notwendigkeit, sich diesem Thema verstärkt zuzuwenden.

### **Problemstellung**

Ausgehend von meinen Erfahrungen als Seelsorger in einem Pflegeheim erscheint mir für einen praktisch-theologischen Zugang zum Thema Menschen mit Demenz in Pflegeeinrichtungen die liturgiewissenschaftliche Perspektive besonders vielversprechend erschienen. In meiner täglichen Arbeit als Seelsorger im Pflegeheim feiere ich regelmäßig mit Menschen Gottesdienst, die einer Predigt nicht folgen können, die kein Gesangbuch lesen können, die die Fähigkeit zu sprechen und Sprache zu verstehen teilweise oder ganz verloren haben.

Meine Aufgabe ist es dabei, darauf zu achten, dass die besonderen Bedürfnisse der Gemeindemitglieder in der Art, wie gefeiert wird, ernst genommen werden. Kann Liturgie ermöglichen, dass Menschen, die vieles, fast alles, vergessen haben, auch in ihrer Demenz erfahren: „Der Herr ist mein Hirte“? Bietet der Gottesdienst eine Möglichkeit, dass Lotte Hochrieder auch heute noch etwas von dem spüren kann, was sie vor einigen Jahren als gesunde Frau im Pfarrblatt geschrieben hat: „Er ist ja mein Vater und er hat mich unendlich gern.“? Oder zumindest dafür, ihrer Verzweiflung und Verlassenheit einen angemessenen Ausdruck zu verleihen? Sind Gottesdienste in Pflegeheimen Orte und Zeiten, in denen für Menschen, die an Demenz leiden, „tatsächlich etwas von der tröstenden, hilfreichen und verstörenden Nähe Gottes aufscheint“, wie es Doris Nauer formuliert?

### **Methode**

Die Beschäftigung mit der Frage, was demenzgerechte Liturgie in Pflegeeinrichtungen heute ausmacht, basiert auf einer qualitativen empirischen Forschung in zwei Schritten. In einem ersten Schritt habe ich die zuständigen Referentinnen und Referenten für Seelsorge in Altenheimen in österreichischen und deutschen Diözesen angeschrieben und sie darum gebeten, einen kurzen Fragebogen an die hauptamtlichen Seelsorger und Seelsorgerinnen in diesem Bereich zu schicken.

In einem zweiten Schritt habe ich Gottesdienste in Einrichtungen besucht und Gespräche mit an der Gestaltung beteiligten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen geführt. Insgesamt war ich in zwölf Institutionen, drei in Deutschland und neun in Österreich. In diesen Institutionen habe ich dabei acht Gottesdienste besucht und vierzehn Gespräche geführt und protokolliert.

Auf der Suche nach einer geeigneten qualitativen sozialwissenschaftlichen Methode haben mich die von Roland Girtler in seinen *Methoden der Feldforschung* vorgeschlagenen Vorgehensweisen überzeugt. Ihnen liegt ein stärker am Verstehen-Wollen als an „Unterscheiden, Vergleichen, Messen, Kategorisieren, Analysieren“ orientiertes Wissenschaftsverständnis zugrunde, das ein Eintauchen in die Lebenswelt der Menschen, um die es geht, erforderlich macht. An seinem Forschungsplan orientiert habe ich Gespräche mit Kolleginnen und Kollegen geführt, die professionell im Bereich der Seelsorge in Einrichtungen der Altenpflege tätig sind. Meine Hoffnung hat sich bestätigt, dabei auf Menschen zu treffen, die sich schon viele Gedanken darüber gemacht haben, wie gute Liturgie mit alten Menschen, die von Demenz betroffen sind, gefeiert werden kann. In ihren Einrichtungen habe ich als teilnehmender Beobachter Gottesdienste mitgefeiert und protokolliert.

## Teil I: Demenz als theologische Frage

Als Folge einer Demenz vergessen Menschen immer mehr. Biologie, Medizin, Psychologie und Psychotherapie können Gründe und Ursachen dafür erforschen. Theologisch betrachtet ist die Frage, warum ein Mensch am Ende seines Lebens seine Erinnerungen verliert und im schlimmsten Fall Jahre in einem Pflegeheimbett „vegetiert“ (Naomi Feil verwendet diesen Ausdruck für das vierte Stadium der Demenz), eine Entfaltung der Frage nach Gottes Güte, die angesichts menschlicher Leiden fragwürdig wird. Es ist eine spezifische Entfaltung, die sich wesentlich von der Frage nach dem Leiden von Kindern, wie sie Camus in *der Pest* oder Dostojewskij in *den Brüdern Karamasow* stellen, unterscheidet, wo die Unschuld der Opfer die Frage zuspitzt. Oder von der Frage nach Gott angesichts der *Shoah*, die in ihrem unfassbaren Ausmaß die Deutungen radikal in Frage stellt, die das jüdische Volk im Lauf der Geschichte für seine leidvollen Erfahrungen gefunden hat, und auch siebzig Jahre danach – vor allem im deutschen Sprachraum – den Denkraum für jedes Nachdenken über die Theodizee-Frage bildet.

Das Spezifische der Frage nach Gott im Zusammenhang mit dem Altwerden und dem Verlust der geistigen Kräfte scheint mir in der Spannung der Begriffe ‚Vergessen‘ und ‚Erinnern‘ zu liegen, die darum den Titel dieser Doktorarbeit bilden.

Demenz ist die „Krankheit“ unserer Zeit. Für Reimer Gronemeyer und Charlotte Jurk ist das kein Zufall. Ein neuer Umgang mit der Thematik wäre, so meinen sie, auch heilsam für unsere Gesellschaft insgesamt:

In einer beschleunigungsversessenen Lebenswelt, in der Kenntnisse und Erfahrungen eher hinderlich sind, weil sie von rasant flüchtigen Informationen abgelöst werden, kann es nicht verwundern, dass die Zahl der Alten wächst, die den Verstand verlieren, weil ihnen ja unablässig mitgeteilt wird, dass ihr Wissen und ihre Erfahrung veraltet sind. Demenz ist die Krankheit, die zu dieser gesellschaftlichen Entwicklung passt. ... Die Krankheit kritisiert die ‚flüchtige Moderne‘, sie kritisiert die moderne soziale Isolation.

Auch Peter Pulheim gibt dem Thema im *Handbuch der Krankenhausesorge* eine Bedeutung, die weit über die Situation der unmittelbar Betroffenen hinausgeht:

Die Entwicklungen der Geriatrie sind an einem Punkt, an dem zur Entscheidung steht, ob die Geriatrie zu einem weiteren Spezialgebiet der Medizin, der Psychologie, der Pflege, der Seelsorge wird oder zu einer neuen Blickrichtung, die Bewegung in alle Pflegeheime, aber auch in alle Krankenhäuser, in die gesamte Gesellschaft, in Kirche und Theologie bringt und nicht nur Alte, nicht nur Kranke, sondern auch die Jungen und Gesunden betrifft.

Demenz hält einer Gesellschaft den Spiegel vor, die sich als Ganze immer mehr zu einer „Alzheimer-Gesellschaft“ entwickelt: einer Gesellschaft der Orientierungslosigkeit und der Erinnerungslosigkeit.

Ausgehend von der Begegnung mit Menschen, die an Demenz leiden, lässt sich ein Menschenbild entfalten, das einerseits so umfassend ist, dass – gegen manche utilitaristischen Ansätze – es auch diese Gruppe als Personen im vollen Sinn einschließt und andererseits einen kritischen Blick auf eine hyperkognitive Gesellschaft wirft, die einseitig Werte wie Autonomie und Individualität betont und die grundsätzliche Fragmentenhaftigkeit menschlicher Existenz übersieht.

Im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts stellt Johann Baptist Metz den Begriff „Erinnerung“ als zentralen Grund- und Schlüsselbegriff in den Mittelpunkt seiner Theologie. Seine „Memoria-These“, die These von der „gefährlichen Erinnerung“, hat in der deutschsprachigen Theologie (und darüber hinaus) großen Widerhall gefunden und ist breit rezipiert worden. Christlicher Glaube ist für Metz in seinem Wesen weder „Für-wahr-halten“ von Glaubenssätzen noch einfach Vertrauen ist, sondern Erinnerung:

Christlicher Glaube ist hier also als jenes Verhalten verstanden, in dem der Mensch sich an ergangene Verheißungen und angesichts dieser Verheißungen gelebte Hoffnungen erinnert und sich an diese Hoffnungen lebensbestimmend bindet. Weder das intellektualistische Modell der Zustimmung zu Glaubenssätzen noch das existentialistische der unverfügbaren Glaubensentscheidung steht hier im Vordergrund der Glaubensinterpretation, sondern die Figur der Erinnerung.

Aber auch das Vergessen hat seine Bedeutung im menschlichen Leben und auch theologisch – steht es doch zum Erinnern in einer vielfältigen Beziehung. So hat das Vergessen im Verzeihen, in der Vergebung einen positiven Wert.

Tatsache ist, dass Menschen mit Demenz mit dem gnadenlos fortschreitenden Vergessen leben müssen. Manche von ihnen sind im späteren Stadium des Demenzprozesses echte Vergessens-Künstlerinnen, die zeigen, dass auch mit dem oder sogar gerade durch das Vergessen ein glückliches Leben möglich ist.

In meiner Dissertation geht es – inspiriert von Tom Kitwoods emanzipatorischem und partizipatorischem Ansatz – darum, Demenz als eine soziale Aufgabe zu betrachten, eine Grenzsituation menschlicher Existenz, die die Gesellschaft herausfordert und ihr gleichzeitig einen Spiegel vorhält, in dem die Herausforderungen sichtbar werden. Einer an den Leitwerten Autonomie und Freiheit orientierten Gesellschaft können Menschen in der Seinsweise der Demenz deutlich machen, dass Mensch-Sein grundsätzlich abhängig sein bedeutet. Dass, positiv betrachtet, „Sein in der Begegnung“ und solidarische Fürsorge menschliches Leben bereichern und erfüllen. Emotion und die Fähigkeit, in Beziehung zu leben, darin sind Menschen mit Demenz oft in hohem Maße kompetent und können diejenigen, die sich auf die Begegnung mit ihnen einlassen, vieles lehren.

Mensch-Sein in der Seinsweise der Demenz ist Mensch-Sein am Ende des Lebens, auch wenn der Demenzprozess oft viele Jahre dauert. „Vom Letzten her“ lehrt diese Seinsweise die Erkenntnis, dass vieles im Leben Fragment bleibt. In der Demenz geht die Erinnerung an die eigene Lebensgeschichte Stück für Stück verloren, es bleiben immer kleinere Scherben der eigenen Bio-

graphie im Gedächtnis. Doch das „Fragment trägt“, nach Henning Luther, „den Kern der Zeit in sich. Sein Wesen ist Sehnsucht“. So gesehen ermöglicht erst die Erfahrung von Fragmentarität des Lebens Selbsttranszendenz. Diese Tatsache ist zentral für ein christliches Menschenbild. Mit den Worten von Doris Nauer: „Unvollkommenheit, Vorläufigkeit, Fragmentarität, Gebrechlichkeit, Gebrochenheit, Gewalttätigkeit, Behinderung, Krankheit, Unheilbarkeit, Leiden, Ausweglosigkeit, Altwerden und Sterben sind somit aus theologischen Gründen essentiell eingeschrieben in die ‚*conditio humana*‘.“

Wenn Mensch-Sein sich aus christlicher Sicht gerade in und trotz aller Not- und Leiderfahrungen erfüllt, kann auch Demenz mit David Keck als „theologische Krankheit“ gedeutet werden, als Phänomen, das über das Verständnis von christlicher Existenz Wesentliches zu sagen hat. Ein Kernthema in diesem Zusammenhang spannt sich zwischen den Begriffen Vergessen und Erinnern auf: Für Menschen, die an Demenz leiden, stellt sich die Frage (die sie vielleicht so nicht formulieren würden): Ich erinnere mich immer weniger an mein Leben, ich vergesse die Menschen, die mir am wichtigsten sind und erkenne sie nicht mehr. Bin ich vergessen? Hat Gott mich vergessen?

Biblisch und liturgietheologisch ist bedeutsam, dass Erinnerung kein Individuelles Geschehen ist. Überindividuelles Erinnern ist immer dem Gedächtnis jedes und jeder Einzelnen voraus. In Weiterführung der These des „kollektiven Gedächtnisses“ des im Konzentrationslager Buchenwald ermordeten französischen Soziologen Maurice Halbwachs haben Aleida und Jan Assmann seit den 1980er-Jahren diesen Begriff in zwei Formen entfaltet: als kommunikatives und als kulturelles Gedächtnis. Das kommunikative Gedächtnis ist dabei das, was einer Generation an konkreter Geschichte gegenwärtig ist. Es umspannt etwa drei oder vier Generationen. Das kulturelle Gedächtnis eines Kollektivs, einer Gruppe oder eines Volkes reicht weiter und ist anders strukturiert: „Es antwortet auf die Frage: ‚Was dürfen wir auf keinen Fall vergessen?‘ [...] Es begründet und erhält die Identität einer Gruppe.“

Wo biblisch von Erinnerung gesprochen wird, ist nicht von Einzelpersonen die Rede, sondern vom Volk Gottes, das aufgefordert wird, Gott nicht zu vergessen und als Konsequenz daraus auch die Armen. Vom Volk, dem Gott verspricht, sich seiner zu erinnern. Wie kann das für Menschen mit Demenz konkret werden? Wie können sie erfahren, dass auch sie gemeint sind, wenn es heißt: „Ich vergesse dich nicht!“ (*Jesaja* 49,15)? Verschiedene Formen solidarischer Praxis, die Ausgrenzung vermeiden und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben in allen Facetten ermöglichen, sind wesentlich. Im Gottesdienst sind Menschen mit Demenz hineingenommen in das liturgische Gebet, das anamnetischen Charakter hat als ‚Erinnerung Gottes‘, als ‚Erinnerung an Gott‘ und als gemeinschaftliche ‚Erinnerung vor Gott‘.

Liturgie ist so gesehen von besonderer Bedeutung für Menschen mit Demenz, deren individuelle Erinnerungen zerfallen: Das kulturelle Gedächtnis der Christinnen und Christen hat sein existentielles Fundament darin, dass zuerst Gott sich ihrer erinnert. In zweiter Linie in der gemeinschaftlichen Erinnerung an

Gottes Befreiungshandeln von alters her – im eucharistischen Gottesdienst im Besonderen in der Erinnerung an Leiden, Tod und Auferstehung Jesu Christi.

## **Teil II: Menschen mit Demenz feiern Gottesdienst im Pflegeheim**

Dieser Abschnitt beschäftigt sich mit konkreter Liturgie in österreichischen und deutschen Pflegeheimen und ähnlichen Einrichtungen, die ich besucht habe. Ich verwende den Ausdruck ‚Pflegeheim‘ bewusst unscharf als Sammelbegriff für Einrichtungen, in denen pflegebedürftige Menschen über einen längeren Zeitraum, in den meisten Fällen bis zum Tod, betreut werden. Ich problematisiere das Wort ‚Pflegeheim‘ in dieser Arbeit nicht. Der Begriff ‚Heim‘ ist durch katastrophale Zustände in Kinder- und Jugendheimen, aber auch Altenheimen in der Vergangenheit belastet. Die Aufarbeitung dieser oft verbrecherischen Zustände und die Bemühungen um Verbesserungen sind notwendig. Die Bemühungen um Verbesserungen müssen weitergeführt werden, auch die Diskussion darüber, ob solche Einrichtungen heute überhaupt noch zeitgemäß sind, ist zu führen. Wenig halte ich von beschönigenden Umbenennungen. Ein Heim wird nicht alleine dadurch besser, dass es Seniorenresidenz, Pflegewohnhaus oder Geriatrie Zentrum genannt wird. Wenn ‚Heime‘ für pflegebedürftige Menschen wirklich das sind, was das Wort bedeutet, nämlich Orte der Geborgenheit, Sicherheit, an denen Leib und Seele sich beheimatet fühlen können, wird es nicht mehr nötig sein, ständig neue Bezeichnungen zu suchen.

Bedeutsam für die Feier von Gottesdiensten in Pflegeeinrichtungen sind die organisatorischen Rahmenbedingungen – die Frage geeigneter Räumlichkeiten, die zeitlichen Abläufe und vor allem die Frage der Zusammenarbeit von Seelsorgern und Seelsorgerinnen mit den verschiedenen professionell und ehrenamtlich Tätigen.

Für Menschen mit Demenz, die im Laufe ihres Lebens Liturgie als Quelle ihres Glaubenslebens erfahren haben, bieten die Elemente der gottesdienstlichen Feier Anknüpfungspunkte an früher Erlebtes, jenseits der rein kognitiven Seite des Erinnerns. Im Laufe des Demenzprozesses werden dabei sprachlich-inhaltliche Elemente weniger wichtig, andere Erfahrungsebenen gewinnen noch mehr Bedeutung: Klänge, Farben, Berührung, Gerüche. Daraus ergibt sich, dass es sinnvoll ist, verschiedene liturgische Formen anzubieten. So weit als möglich soll der Zugang zu einem gemeinsamen Hauptgottesdienst, in der katholischen Tradition der sonntäglichen Eucharistiefeier, gegeben sein. In Pflegeheimen wird das nicht immer möglich sein.

Neben der Suche nach Haltepunkten im „Meer der Verrücktheit“, die Sicherheit, Geborgenheit, Vertrauen ermöglichen, sind die Gestalterinnen von Gottesdiensten mit Menschen, die durch Demenz beeinträchtigt sind, aus verschiedenen Gründen zu Experimenten herausgefordert – durch die räumliche Situation, die personelle (zum Beispiel priesterlose Gottesdienste), die musikalischen Möglichkeiten (zum Beispiel keine Orgel). Aber auch mit spezifischen Formen von liturgischen Feiern, die speziell auf die oben beschriebene Situation von

Menschen mit Demenz zugeschnitten sind gibt es gute Erfahrungen. Besonders hervorzuheben ist dabei die Taizé-Andacht für Menschen mit fortgeschrittener Demenz, die in den 1990er Jahren in Haus Schwansen, Rieseby, Schleswig-Holstein entwickelt wurde. Die Gründerin von Haus Schwansen, Mechthild Lärm – von 1993 bis 2006 auch Heimleiterin und Betreiberin, dann erste Vorsitzende der Deutschen Expertengruppe Demenzbetreuung – beschreibt, wie sie auf der Suche nach Möglichkeiten einer spirituellen Begleitung von Menschen mit schwerer Demenz auf den Gedanken der Taizé-Andacht gekommen ist. Da ich diesen Prozess für sehr wesentlich für ein Ernstnehmen der spirituellen Bedürfnisse dieser Gruppe von Menschen und für das Thema meiner Arbeit halte, zitiere ich hier ausführlicher:

Menschen mit schwerer Demenz kommen in einen Zustand, in dem sie praktisch nichts mehr für sich selbst tun können und sie verlieren spätestens dann auch ihre Sprache. Damit haben sie die Möglichkeit verloren, Wünsche und Bedürfnisse, aber auch Schmerzen oder Gefühle verbal ausdrücken zu können. Gestik und Mimik sind eingeschränkt, gleichzeitig sind Gefühlsreaktionen intakt, die Reizempfindung und das Schmerzempfinden sind übersteigert. Die Kranken sind Außenreizen schutzlos ausgeliefert. Viele können sich weder gegen lautes Sprechen noch gegen laute Musik oder gegen Durchzug wehren. Urempfindungen wie sanfte oder rhythmische Bewegungen, Wärme, Klänge oder Düfte, vor allem aber das leise Sprechen, Singen oder Summen der Betreuenden stimulieren die verbliebenen Sinne. Es ist unsere Überzeugung, dass Spiritualität, der Wunsch nach Kontakt zu unseren geistigen Ursprüngen, zu den Bedürfnissen eines jeden Menschen gehört. So suchten wir nach einer Form, die Schwerkranken dieses Erleben ermöglicht. 1995 habe ich zusammen mit Alfred Borgers, dem Leiter des Pflegedienstes, damit begonnen, mehr oder weniger regelmäßig einmal im Monat eine Gebetsstunde mit meditativem Anteil einzurichten. Nach einiger Überlegung erschien uns der Charakter der Taizé-Gesänge mit ihrer großen Einfachheit und ihrer auf Wiederholung eingestellten Form besonders geeignet. Diese Gebetsstunde war von Anfang an ausschließlich für die Demenzkranken im schwersten Stadium gedacht. Die Gebetsstunde fand bei einigen weiteren Mitarbeiterinnen Interesse und es stellte sich heraus, dass eine Mitarbeiterin mehrfach Taizé besucht hatte und dort im Taizé-Chor gesungen hatte. Zivis und Praktikantinnen, fragten, ob sie dabei sein dürften. So hat sich über die Jahre ein festes Stämmchen auf der Mitarbeiterseite entwickelt. Wir brauchen drei bis vier ‚Sänger‘, um die Lieder einigermaßen zum Klingen zu bringen. Inzwischen wissen wir, dass die gefundene Form des gemeinsamen Singens und Betens für die Kranken und für uns ein heilsames Stückchen Gemeinschaft ist.

Wo bei gemeinsamen Feiern ein größerer Teil der Gemeinde aus Menschen mit Demenz besteht, können folgende Kriterien für die Gestaltung gelten (vieles davon wird vermutlich auch von vielen Mitfeiernden ohne Demenz als wohltuend empfunden):

- Sprachliche Elemente (Lesungen, Predigt, Gebete, besonders das eucharistische Hochgebet) sollen nicht zu lang und in einer klaren, einfachen Sprache gehalten sein.

- Die para- und nonverbale Seite der Sprache soll beachtet werden mit dem Ziel kongruenter, zugewandter, lebendiger, wertschätzender Kommunikation.
- Musik ist von zentraler Bedeutung als gemeinsamer Gesang, der eine Erfahrung von Gemeinschaft ermöglicht und auch Erfolgserlebnisse für Mitfeiernde mit Demenz, wenn eine sorgfältige Liedauswahl ihnen dabei hilft, sich zu beteiligen.
- Musik ist auch von Bedeutung als „Klang des Unsagbaren“. Das ermöglicht andere musikalische Ausdrucksformen und Klänge als die aus früheren Jahren vertrauten Lieder: einfache, meditative, neuere Lieder (Taizé), Orgel- und Instrumentalmusik, Klanginstrumente.
- Sowohl was Sprache als auch was Musik betrifft, ist es wichtig, Menschen mit Demenz nicht zu unterschätzen. Einfachheit darf nicht mit Primitivität oder geringer Qualität verwechselt werden. Verständlichkeit liturgischer Sprache ist wichtig, aber auch Feierlichkeit und Poesie haben ihre Berechtigung. Die Erfahrung, nicht alles verstehen zu können und zu müssen, ist angesichts der Geheimnisse des Glaubens allen Menschen gemeinsam.
- Betonung aller liturgischen Elemente, die auf der Ebene verschiedener Sinne wahrgenommen werden können: neben der Musik auch Klänge (Glocken, Ratschen), Farben (Paramente, Bilder, Blumen), Licht (Glasfenster, Kerzen), Gerüche (Weihrauch, Kerzen, Blumen), der (Kirchen-)Raum, Berührung (Segen, Weihwasser, Salbung), Geschmack.

Wo das seelsorgliche Gespräch an seine Grenzen kommt – wie es in der Seelsorge in einem Pflegeheim sehr oft geschieht – kann immer noch gefeiert werden. Wo persönliche Erinnerungen zerfallen, kann eine feiernde Gemeinschaft einspringen und Menschen mit Demenz mitnehmen auf ein anamnetisches Feld gemeinsamen Erinnerns.

### **Teil III: Von der Zweckfreiheit des Gottesdienstes**

In einem Pflegeheim arbeiten Seelsorgerinnen in einem multiprofessionellen Umfeld. Pflege, Medizin, verschiedene therapeutische Berufe bemühen sich um Gesundheit und Wohlbefinden der Bewohnerinnen. In welcher Weise nimmt Seelsorge teil am umfassenden Pflege- und Betreuungskonzept von Pflegeeinrichtungen? Was ist dabei die Bedeutung von Gottesdiensten?

„Therapeutischer Nutzen“ kann nicht die Begründung dafür liefern, dass Gottesdienste wesentliche Beiträge zu Pflege- und Betreuungskonzepten in Pflegeheimen leisten. Abgesehen von der Frage der Relevanz von wirkungsorientierten Studien in Zusammenhang mit Religion, ist auch die Frage zu stellen, ob religiöse Praxis, Liturgie im Besonderen, nicht in einer ihrem Wesen zuwiderlaufenden Weise instrumentalisiert wird, wenn Auswirkungen auf Gesundheit, Langlebigkeit und Wohlbefinden als ihr Ziel angesehen werden. Es führt in die falsche Richtung, wenn man sie unter diesem Gesichtspunkt in institutionelle

Konzepte aufnimmt. Isolde Karle plädiert dafür, dass kirchliche Praxis eher eine kritische Gegenposition zum Trend einer ‚Therapeutisierung der Kultur‘ entwickeln sollte. Es scheint mir, dass gerade in einer auf Zweckmäßigkeit ausgerichteten Institution wie dem Pflegeheim alle Möglichkeiten der Unterbrechung, die mehr ist als bloße Ablenkung, von besonderer Bedeutung sind: Begegnung mit Menschen, die von außen kommen. Die Geschichten, die sie erzählen. Konzerte und andere künstlerische Aktivitäten. Gemeinsames Singen, Spielen, Feiern von Geburtstagen, Hochzeitsjubiläen und anderen Festen im Jahreskreis. Alles das kann heilsam sein gerade dadurch, dass es sich nicht irgendwelchen Zwecken unterordnen lässt, nicht einmal so wichtigen wie der Gesundheit.

In besonderer Weise erfüllt (christliche) Religion, erfüllt Liturgie ihren Sinn jenseits von Zweckmäßigkeit. „Du führst mich hinaus ins Weite“, heißt es in Psalm 18,20. Das Leben in der Seinsweise der Demenz in einer Institution – und sei sie noch so gut geführt – bedeutet vielfache Erfahrungen von Enge, Bedrückung, Verzweiflung. Den Menschen aus diesen Erfahrungen hinaus zu führen in „Wald und Feld“, sodass die Seele in einer Fülle von Gebeten, Gedanken, Handlungen, in dieser ganzen Ordnung von Zeiten usw. sich bewegen und entfalten kann, ist nach Guardini das Wesen christlicher Liturgie. Gerade darin kommt sie Menschen mit Demenz entgegen, deren gedankliche Welt aus Sicht der Welt der Zweckmäßigkeiten in Unordnung geraten ist, deren emotionale und intuitive Fähigkeiten den ‚Gesunden‘ aber oft überlegen sind. So betrachtet liegt gerade in der Zweckfreiheit von Liturgie ihre große Chance auch in einem säkularen Umfeld wie einem Pflegeheim.

### **Zusammenfassung**

Ich hoffe in meiner Arbeit nachvollziehbar dargestellt zu haben,

- dass Liturgie biographische Ansatzpunkte bietet, die tief in die Lebensgeschichte vieler alter Menschen reichen: Lieder, Bilder, Gebete, Gerüche, Farben, Klänge, Symbole, Bibel- und Heiligengeschichten;
- dass Symbole in der Liturgie wesentlich und für Menschen mit Demenz zugänglich sind, wenn nicht versucht wird, sie zu erklären, sondern sie erlebt werden können;
- dass Demenz auch jüngeren Menschen die grundsätzliche Fragmentarität des Daseins vor Augen führt und dass so Begegnung mit Menschen, die in der Seinsweise der Demenz leben, das Angewiesen-Sein auf Gottes Zuwendung und die Bedeutung von menschlicher Gemeinschaft für alle verdeutlicht;
- dass es für Einrichtungen der Altenbetreuung, in denen alte Menschen leben, die durch Demenz und andere Beeinträchtigungen viele Lebensmöglichkeiten verloren haben, ein Qualitätsmerkmal ist, wenn sie gut gestaltete Gottesdienste anbieten;

- dass es dafür qualifizierte Mitarbeiterinnen geben muss, die sowohl liturgisch gebildet sind als auch Qualifikationen zum Thema Demenz haben;
- dass Liturgie durch ihre vielfältigen Zugänge, die nicht nur und nicht primär kognitiver Natur sind, Menschen mit Demenz als ‚zweckfreies Spiel‘ entgegenkommt; dass Emotion, Gemeinschaft und sinnliche Elemente ihnen Erfahrungsmöglichkeiten jenseits von Sprache und rationalem Denken eröffnen;
- dass es das Wesen von Liturgie als Gottesdienst gefährdet, wenn sie verzweckt und instrumentalisiert wird. Einrichtungen der Altenpflege brauchen kompetente medizinische und pflegerische Betreuung und verschiedene therapeutische Angebote. Christliche Liturgie darf sich nicht in diesem Kontext einordnen, ihr Wesen liegt auf einer anderen Ebene, auf der nicht therapeutischer Erfolg relevant ist, sondern Gottes „Ich bin da“ in Freud und Leid des Lebens.

Sind diese Erkenntnisse neu? Nicht wirklich. Ich hoffe, dass eine oder andere mit meinen Forschungen besser, als es bisher geschehen ist, begründet und innerhalb der katholischen Liturgiewissenschaft zum Thema gemacht zu haben. Vor allem aber hoffe ich mit dieser Arbeit Anregungen für die seelsorgliche Praxis in Pflegeeinrichtungen, aber auch an anderen Orten, an denen Menschen mit Demenz leben, gegeben zu haben.

